

Michelle Haimoff

Die besten Tage unseres Lebens

Michelle Haimoff

DIE BESTEN TAGE
UNSERES LEBENS

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Thomas Bauer

MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»These Days Are Ours« bei Grand Central Publishing,
a division of Hachette Book Group, Inc., New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Manhattan Bücher erscheinen
im Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage April 2014
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Michelle Haimoff
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher
Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München
Umschlaggestaltung und Konzeption:
Buxdesign | München
Umschlagmotiv: © Getty Images/Keystone-France
Redaktion: Alexander Müller
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-54739-5

www.manhattan-verlag.de

Für Dan Alper

»Wir stehen vor der Finbar.«

Mir wäre es nicht einmal aufgefallen. Die Markise war verschwunden. Im Inneren war es dunkel. Aber sie hatte recht: Wir befanden uns in der Zweiundachtzigsten, Ecke Amsterdam.

»Hailey«, sagte sie ins Telefon und sah mich dabei an.
»Und Laura«, fügte sie hinzu. Sie warf Laura einen Blick zu, bevor sie wieder mich ansah.

Vermutlich war die Bar wegen Alkoholausschanks an Minderjährige endgültig geschlossen worden.

»Soll ich irgendwas mitbringen?«

Ich wusste, mit wem sie telefonierte. Es musste sich um ihn handeln.

»Okay, bis gleich.«

Ich konnte nicht fragen. Das wäre zu offensichtlich gewesen. Laura musste fragen.

»Seid ihr einverstanden, dass wir zu Brenner gehen?«, erkundigte sich Katie.

Ich hatte recht gehabt.

»Klar«, sagte Laura.

Ich war noch nie bei ihm zu Hause gewesen. Ich würde

auf seinem Bett herumlungern. Nachdem alle ein paar Drinks intus hatten, würden wir womöglich sogar unter der Decke landen. Zu diesem Zeitpunkt hätten wir sowieso schon den ganzen Abend miteinander geflirtet. Nicht alles war rasiert und enthaart und einsatzbereit, aber egal. Wir brauchten uns ja nicht unbedingt auszuziehen. Wir konnten einfach in der Dunkelheit rummachen. Ich würde den Kopf auf seine Brust legen, während er mein Haar streichelte. Ich würde seinem Herzschlag lauschen, der sich verlangsamte und wieder schneller wurde, während er mir von den exotischen Orten erzählte, an die er nach dem College gereist war.

Ich zuckte mit den Schultern und nickte. Hingehen, nicht hingehen – mir war beides recht.

»Ich habe ihm gesagt, dass wir Mixer mitbringen«, sagte Katie und blickte sich nach einem Feinkostladen um. Ungefähr einen halben Häuserblock entfernt war der Neonschein von einem zu erkennen.

Ich würde Brenner heute Abend sehen.

Draußen war es immer noch kalt. Immer noch nicht Frühling. Stattdessen lag ein Hauch Herbst in der Luft, der einem das Gefühl vermittelte, als liefе die Zeit rückwärts.

Laura und Katie betraten den Laden vor mir, und Katie verkündete, dass sie Tonic Water, Sodawasser und Cola besorgen würden. Ich griff durch einen Vorhang aus Plastikstreifen und nahm eine Flasche Preiselbeersaft heraus.

Katie stützte einen Ellbogen auf die Ladentheke. »Red Bull gibt's nie irgendwo.«

Auf dem Fußboden standen Getränkekisten mit Poland-Spring-Mineralwasser, die praktisch gewesen wären, falls

wir uns in der Wohnung seiner Eltern verschanzen mussten. Der heutige Abend hätte sich nämlich hervorragend für einen Terroranschlag geeignet. Man konnte nie wissen, wann der nächste stattfinden würde. Ich versuchte, es zu wittern, doch seit dem 11. September war jeder Abend wie eines von den Lotterielosen, die hinter der Kasse hingen. Jedes hätte ein Treffer sein können.

Als wir zur Tür hinausgingen, sah ich ein Schild, auf dem stand: ICH ♥ NEW YORK. MEHR DENN JE.

Das galt auch für mich. Denn heute Abend würde ich Brenner sehen.

Das Beresford befand sich gegenüber vom Museum für Naturkunde und dem neuen Planetarium, das aussah wie ein gläsernes Bootshaus, in dem der Mond eingeschlossen war. Eines Tages würden wir mit unseren Kindern dorthin gehen. Und er würde ihnen erzählen, dass er als kleiner Junge auch immer ins Planetarium gegangen sei. Und ich würde mich an ihn lehnen und sagen: »Dich mit deinen Freunden zu bekiffen und die Pink-Floyd-Lasershow anzuschauen, zählt nicht.« Und er würde lachen und mir sagen, dass ich dafür nie cool genug gewesen sei. Dass er tatsächlich ins Museum gegangen sei, um ins Museum zu gehen. Und unser Kind, nein, unsere Kinder würden uns fragen, was es zu flüstern gäbe. Und wir würden erwidern: »Nichts.« Und die Kinder würden mit den Augen rollen, weil wir immer solche Insiderwitze machten. Ich versuchte festzuhalten, wie sich das anfühlte. Jetzt. Bevor wir überhaupt eine Beziehung haben. Heiraten. Kinder bekommen. Vor allem. In dem Moment, in dem ich mir nur wünsche, dass es passiert.

Das Erste, was Katie sagte, als sie ihn sah, war: »Du bist ja ganz schön braun.« Irgendetwas musste sie schließlich sagen. Sein Lächeln erleuchtete den Flur wie ein Blitz.

»Willkommen.« Er umarmte Katie. Dann Laura. Dann mich. Als ich seinen Geruch zur Kenntnis nahm, war dieser bereits wieder verschwunden.

Wir folgten ihm durchs Wohnzimmer. An den Wänden prangte eine in ihrer Unvollkommenheit vollkommene Ansammlung von Bilderrahmen. In einigen befanden sich amateurhafte Ölgemälde. In anderen Fotos oder Papierfetzen ohne erkennbare Bedeutung, Urlaubssouvenirs. Dinge von emotionalem Wert. Unter dem Fenster befand sich eine umfangreiche Plattensammlung neben einem Stapel Brettspiele. Die Scrabble-Schachtel wurde von Kreppband zusammengehalten.

»Was möchtet ihr denn trinken?« Er ging in die Küche.
»Wir haben natürlich Wein und dann noch Gin, Wodka ... «

»Wodka ist gut. Wir haben Mixer mitgebracht.« Katie hielt die durchsichtige Tüte mit dem Aufdruck ICH ♥ NEW YORK hoch. Im Gegensatz zu dem Schild im Feinkostladen liebte die Tüte New York nicht mehr denn je. »Sind deine Eltern da?«

»Nein, sie sind auf dem Land. Sie kommen erst morgen zurück.«

»Wie geht's ihnen denn?«

»Bestens.« Nicht die geringste Spur von Sarkasmus, Verärgerung, Unmut. Wenn ich Brenners Familie hätte, wäre alles anders. Meine Haltung wäre anders.

»Richte ihnen doch bitte Grüße von mir aus.«

»Mache ich.« Er hievt sich auf die marmorne Küchen-

arbeitsplatte. Als er bemerkte, dass ich ihn ansah, bedachte er mich mit einem kleinen Blitz, der alles hätte bedeuten können. Wir wechselten uns beim Mixen von Drinks mit einem Buttermesser ab.

»Also, wo warst du noch mal?«, fragte Katie.

»Malaysia.«

»Genau ... War es sensationell?« Katie sagte es so, wie wir es alle sagten: *Sensatio-NELL*.

»Es war sensationell. Ich habe Fotos gemacht.«

»Die möchte ich sehen«, erwiderte sie.

Er sprang von der Arbeitsplatte und schnappte sich sein Getränk, und wir folgten ihm alle in sein Zimmer.

»Wie lange hast du jetzt frei?«

»Sechs Wochen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hätte mich auch um ein Stipendium bewerben sollen.«

In seinem Zimmer roch es nach Weichspüler. Die Einbauregale waren voller Zeugnisse aus der Highschool, aus dem Ferienlager und aus Princeton, und Fotos von Leuten mit Sonnenbrillen, die es genossen, in seiner Nähe zu sein, und sich an anonymen Stränden um ihn scharten. Auf einem Regalbrett befanden sich Pokale und Medaillen aus seiner frühen Kindheit, als er bei allem nur Durchschnitt gewesen war, bevor er den Sport und die Kunst an den Nagel hängte, um sich der Wissenschaft zu widmen; auf einem anderen Regalbrett stand ein Schulprojekt, das eine jüngere Version von ihm angefertigt haben musste. Es handelte sich um eine Miniatur-Nachbildung des Metropolitan Museum of Art, einschließlich kleiner perforierter Fahnen, auf denen stand: DEGAS, FOTOGRAFIE, CHINA. Wahrscheinlich

hatten seine Eltern ihn bekümmert, sie aufzuheben. Eines Tages würde ich eine Bemerkung darüber machen. Ihm sagen, dass ich sie toll fände. Mich ihrerwegen über ihn lustig machen. Aber nicht heute Abend. Ich wollte keine Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, dass ich zum ersten Mal in seinem Zimmer war.

Wir setzten uns alle auf sein Bett, und er setzte sich auf seinen Schreibtischstuhl, drehte sich leicht hin und her und erzählte Katie, welche Zwischenstopps er auf seiner Reiseroute eingelegt hatte. Über seinem Bett befanden sich Bücher, nebeneinander- und übereinandergequetscht. In Leder gebundene Klassiker. Highschool-Pflichtlektüre. Lehrbücher. Zusammengeworfen, als würde er nicht einmal unterstreichen. Vermutlich befand sich das meiste von dem, was er las, gar nicht auf diesen Regalbrettern.

»Und an einem Abend haben wir uns dann in eine Höhle geschlichen und letzten Endes darin übernachtet.« Er reichte Katie ein Foto von sich, auf dem er ein Mädchen im Arm hatte.

»War sie allein unterwegs?«, fragte Katie.

War wer alleine unterwegs?, fragte ich nicht.

»Nein«, erwiderte er. »Aber sie hat ihren Freunden für den Rest des Urlaubs so ziemlich den Laufpass gegeben.«

Ich warf einen Blick auf das Foto. Natürlich war sie hübsch. Kein Mangel an Mädchen wie ihr, nicht einmal im verdammten Malaysia.

Ich saß da und gab mir Mühe, nicht anders zu wirken als noch einen Moment zuvor. Gab mir Mühe, meinen Preiselbeer-Wodka nicht auf die cremefarbenen Fasern unter uns zu verschütten und sein Rot durchsickern zu sehen. Es gab

immer irgendein attraktiveres Mädchen. Ich konnte nicht fassen, dass ich geglaubt hatte, ein Jahr nach unserem One-Night-Stand wäre alles noch beim Alten. Als hätte er nur darauf gewartet, dass ich in seiner Wohnung auftauche. Als hätten sich zwischen damals und jetzt nicht hundert andere Mädchen in ihn verliebt.

»Woher kommt sie denn?«, erkundigte sich Katie.

»Kalifornien.« *Scheiß-Kalifornien.* »Wir waren zufällig in derselben Woche dort.« Er blickte von dem Stapel Fotos zu Katie, die sie betrachtete.

Das Problem an Brenner war, dass er gar nicht besonders gut aussah. Seine Augen waren klein, und sein Haar war immer ein wenig zu kurz. Er besaß die Art von gutem Aussehen, das einem erst nach einer Weile auffällt. Zum Beispiel, wenn er etwas Witziges sagte und man zweimal hinsah und feststellte, dass er perfekte Zähne hat. Und, dass er ziemlich groß ist. Und, dass eigentlich nichts an ihm verkehrt ist. Dann wird einem bewusst, dass man sich in die Art und Weise verlieben könnte, wie er blinzelt, wenn er lächelt. Dass man sich vollends in die Art und Weise verlieben könnte, wie er blinzelt, wenn er lächelt. Und, dass man sehr glücklich sein könnte, mit einem Menschenrechtsanwalt verheiratet zu sein. Selbst wenn – nein, vor allem, wenn – er älter ist und ein wenig sorgenvoll wirkt, morgens auf dem Weg zur Arbeit die Kinder küsst und dann stehen bleibt, um einen ebenfalls zu küssen, und einem direkt in die Augen sieht, nach all den Jahren, während einem die Oberschenkel noch von der vergangenen Nacht wehtun. Und dann wird einem bewusst, dass er der perfekte Typ ist, um mit ihm zu Elternabenden an der Dalton School und an

den hohen Feiertagen in die Central Synagogue zu gehen. Der perfekte Typ, um sich mit ihm zusammen bei Gelegenheit von Bill Cunningham und von David Patrick Columbia fotografieren zu lassen oder um mit ihm allein in Italien, Ägypten oder Tahiti zu sein. Und seine Familie würde einen lieben, weil man eine jüdische New Yorkerin ist, genau wie sie. Weil man weiß, dass Russ & Daughters besseren Räucherlachs hat als Zabar's, aber Murray's Sturgeon Shop das Maß aller Dinge ist, und dass es bei E.A.T. den besten Eiersalat gibt, man Bagels aber besser bei H&H kauft. Vielleicht treffen sich eure Mütter sogar regelmäßig zum Mittagessen bei Fred's, nur die beiden, oder gehen gemeinsam zur Maniküre, unterhalten sich über ihre Enkel und machen sich Sorgen über Kleinigkeiten, wie es Großeltern tun, wenn das Leben perfekt ist und es nichts Wichtiges gibt, worüber man sich Sorgen zu machen bräuchte. Wird Ivy endlich mit dem Daumenlutschen aufhören? Ist die Bar-Mizwa-Feier nah genug an Dylans Geburtstag? Warum verbringen wir nicht die gesamten Winterferien der Kinder in Palm Beach, anstatt nur fünf Tage? Kann Brenner denn nicht länger Urlaub nehmen?

Und dann wird einem bewusst, dass jedes andere Mädchen, das ihn kennenlernt, genau dasselbe denkt.

»Siehst du sie wieder?«, fragte Katie.

»Wahrscheinlich nicht. Sie bleibt das ganze Jahr im Ausland.«

Sie war noch auf dem College. Er würde nichts mit einer Studentin anfangen. Es sei denn, sie studierte in New York.

»Wo studiert sie noch mal?« Katie stellte genau die richtigen Fragen.

»Pepperdine.«

Gut. Bleib in Kalifornien. Niemand will dich hier haben.

»Ist das eine gute Uni?«, wollte Katie wissen.

»Keine supertolle, aber sie ist schlau«, entgegnete Brenner.

Pepperdine war ungefähr auf einer Stufe mit der Boston University. Sie war also nicht schlauer als ich. Es hätte schlimmer sein können.

Sie hätte Victoria sein können.

Victoria studierte ebenfalls in Princeton. Bei all den Malen, als ich dort gewesen war, um Katie zu besuchen, hatte ich sie nur zweimal zu Gesicht bekommen. So gut, wie sie aussah, konnte man sich kaum vorstellen, dass sie einen Studienplatz in Princeton bekommen hatte. Man konnte sich kaum vorstellen, dass sie überhaupt jemals irgendetwas bekam. Man mochte meinen, dass jeder, der darüber zu entscheiden hatte, ob jemand für etwas zugelassen wird, ihr ihren Wunsch verweigern würde, nur um für ausgleichende Gerechtigkeit zu sorgen. Doch anscheinend war dem nicht so. Offensichtlich war es genau andersherum. In der Highschool war sie das mit Abstand beliebteste Mädchen gewesen. Vermutlich hatte sie Lacrosse oder Hockey gespielt. Vermutlich gehörte sie zu den Mädchen, die noch besser aussahen, wenn sie ihr Haar zu einem Pferdeschwanz banden und mit gerötetem, verschwitztem Gesicht über ein Spielfeld rannten. Ich hatte Mitleid mit den Studentinnen in Princeton, die sich an der Highschool abgerackert hatten, um Mädchen wie ihr zu entfliehen. Es muss frustrierend für sie gewesen sein, es nach Princeton zu schaffen und dann feststellen zu müssen, dass es vor Mädchen wie ihr kein Entkommen gab.

Ich wusste, dass sie und Brenner irgendwann einmal miteinander im Bett gelandet waren. Allerdings wusste ich nicht, wer von beiden es dabei belassen hatte. Als jemand, der ebenfalls einmal mit ihm im Bett gelandet war, konnte ich nicht unverblümt fragen, da sonst klar gewesen wäre, dass ich versuchte, Informationen zu bekommen. Also reimte ich mir anhand von Gesprächsfetzen, die ich hier und da aufschnappte, zusammen, was ich konnte, nämlich, dass sie irgendeine Art von Beziehung gehabt hatten.

Doch sie war das einzige Mädchen, das er in meinem Beisein jemals unverhohlen angestarrt hatte. Und sie, da sie standfester war als wir alle und uns auch in jeder anderen Hinsicht überlegen war, würdigte ihn keines Blickes. Einmal, als ich sie in Princeton sah, unterhielt sie sich in einer Bar mit irgendeinem Typen, während Brenner sie beobachtete. Und allein aufgrund der Tatsache, dass sie sich mit diesem Typen unterhielt, wirkte sie wie das begehrtesten Mädchen auf Erden. Sogar auf mich, und ich bin selbst ein Mädchen.

Manchmal folterte ich mich, indem ich mir Brenner und Victoria zusammen vorstellte. Ihr Haar. Blond. Üppig. Auf einem Kissen ausgebreitet. Ihre Augen. Funkelnd. Ich stellte mir vor, dass er alles mit ihr tun wollte. Alles für sie tun wollte. Wie er ihre Fesseln küsste, während sie den Blick abwendete. Wie er mit Küssen an ihren durchtrainierten Beinen nach oben wanderte, die nach Rasiercreme dufteten. Wie er sich den Weg an ihrem Körper hinaufbahnte, während sie ihm von oben dabei zusah und ihr Haar sich bewegte, als befände sie sich unter Wasser. Wie er die Hand nach ihren Brüsten ausstreckte, die zwar eher klein, dafür

aber perfekt rund waren. Wie er sie leckte, sie inhalierte, jede Bewegung ihres Körpers genoss und entschlossen war, sie zum Höhepunkt zu bringen.

Als ich sie das erste Mal sah, trug sie eine Jeansjacke. 1998 trug sonst niemand eine Jeansjacke. Doch an dem Tag, als ich sie in ihrer Jeansjacke sah, dachte ich, dass es vielleicht daran lag. An der Jeansjacke. Vielleicht lag es aber auch an dem lavendelblauen Pashmina-Schal, den sie beim nächsten Mal trug, der ihre Augen besonders zur Geltung brachte. Oder es lag an ihren unecht wirkenden, gleichmäßigen Zähnen, die sie so selten zeigte, doch wenn sie es tat, blieb die Zeit stehen. Oder aber es lag an ihrem Haar. An ihrem perfekt goldfarbenen Werbekampagnen-Haar, das wir – ganz egal, wie hübsch jede von uns auf ihre eigene Weise war – ohne zu zögern gegen unseres getauscht hätten.

In Victorias Gegenwart spürten wir alle unsere Schönheit verblassen. Die Mädchen mit seidigem braunem Haar und riesigen, fast schwarzen Augen; die schlanken, dunklen Mädchen mit ihrer Dulce-de-leche-Haut und ihren langen Wimpern; die Mädchen mit Spitzmausgesicht und toller Figur, bezauberndem Lachen und perfekten Nägeln. Wir hatten alle mit denselben Barbie-Puppen gespielt, hatten alle dieselben Zeichentrickfilme gesehen und lasen alle dieselben Modezeitschriften. Wir wussten alle, dass sie die Beste war.

Jedes Mal, wenn ihr Name fiel, machte ich mich darauf gefasst zu erfahren, dass die beiden schließlich doch fest zusammen waren. Ich hatte ihren Namen schon eine Weile nicht mehr gehört, was einerseits eine Erleichterung war, andererseits aber auch nicht. Vermutlich sorgte ihre Abwe-

senheit dafür, dass er sie noch mehr begehrte. Und wenn sie sich schließlich wiedersahen, wäre es das gewesen. Sie waren beide so verdammt begehrenswert, dass sie geradezu dafür bestimmt waren, miteinander zu enden. Die »Styles«-Rubrik der *New York Times* würde darüber berichten, dass sich die beiden in Princeton kennengelernt hatten, dass sie beide aus eigener Kraft erfolgreich waren – sie in der Finanzbranche, er als Menschenrechtsanwalt – und dass sie Jahre gebraucht hatten, um ihr Glück zu finden, das sich direkt vor ihrer Nase befunden hatte. Die Hochzeitsbilder würden atemberaubend sein. Fremde würden sie betrachten und lächeln, wie sie über die Fotos gelächelt hatten, auf denen Brad Pitt und Jennifer Aniston ihren Hochzeitskuchen anschnitten. Das Ganze würde einer Bekanntmachung gleichen: nicht nur, dass sie geheiratet hatten, sondern dass sie gewonnen hatten – im Leben.

Ich wünschte mir, sie würde von einer Tarantel gebissen werden.

Ich wünschte mir, ihr würde ein Klavier auf den Kopf fallen.

Ich wünschte mir, sie würde wie eine Zeichentrickfigur über ein Kliff laufen, mit den Beinen in der Luft strampeln und kurz zum Abschied winken.

Die Pepperdine-Studentin war eine Brünette. Und sie hatte eine hohe Stirn. Zumindest handelte es sich bei der Pepperdine-Studentin nicht um Victoria.

»Ich hole mir noch mal was zu trinken«, sagte ich und erhob mich so elegant wie möglich vom Bett.

Ich schlenderte in den Flur, wo gerahmte Fotos den Werdegang seiner Familie dokumentierten. Jedes Foto stammte

aus einem anderen Jahr. Es gab Fotos von seinen Eltern in den 70er-Jahren, mit wallenden Haaren und Hemden, Fotos von dem Paar mit einem Baby, dann mit einem Kleinkind, mit einem Kleinkind und einem Baby, mit drei Kindern, Topffrisuren und einem Hund. Von hübschen, grünäugigen Kindern, die ihre Knie umklammerten, den Hund hielten und in die Kamera lächelten. Von Kindern, die gerade anfangen, den jungen Leuten auf dem ersten Foto zu ähneln, und von älteren Menschen mit schütter werdendem Haar und Augenfältchen. Als die Qualität der Aufnahmen besser wurde, waren keine Babys mehr zu sehen, und es gab weniger Haar, und die Hunde wurden größer. Bald würde der Kreislauf von Neuem beginnen.

In unserer Wohnung gab es keine Babyfotos. Als meine Mutter wieder heiratete, wurden sämtliche Fotoalben im obersten Schrankfach des Gästezimmers verstaut. Zwar hing überall in der Wohnung Fotos in Rahmen, in silbernen, von Tiffany & Co, doch dabei handelte es sich nur um neuere Aufnahmen. Die ältesten stammten von der Verlobung meiner Mom mit Larry vor zwölf Jahren. Die Fotos erweckten den Anschein, als hätten Adam und ich im Alter von fünfzehn und zehn Jahren das Licht der Welt erblickt. Oder als wären sie von einem Filmset-Designer mit beschränkten Ressourcen arrangiert worden. Von einem Filmset-Designer, der nur neuere Aufnahmen der Darsteller aufhängen konnte, da er keine Fotos von ihnen aus der Zeit besaß, bevor sie sich kennengelernt hatten.

»Glaubst du, man kann eine gute Persönlichkeit haben, ohne Sinn für Humor zu besitzen?«, hörte ich Katie fragen.

»Nein«, erwiderte Laura. »Aber ich glaube genauso we-

nig, dass man eine schlechte Persönlichkeit haben kann, wenn man Sinn für Humor besitzt.«

»Moment ... «

»Soll das heißen, Humor ist wichtiger als alles andere?«

Das war Brenner.

»Ganz genau«, sagte Laura.

Auf dem Weg in die Küche sah ich, dass die Brenners den gleichen Teppich hatten wie wir in unserer Maisonette-Wohnung, vielleicht sogar denselben Raumgestalter. Doch hier waren die Wände verschrammt, und es lagen Hundehaarbüschel herum, während bei uns der Geruch frischer Farbe in der Luft hing und gesaugt war. In unserer Wohnung gab es weder eine Sammlung von Streichholzheftchen wie die in dem Fischglas hier im Wohnzimmer noch besaßen wir einen handgemachten Bleistifthalter aus Ton. Unsere Bleistifthalter stammten von Scully & Scully, und bei unseren Notizblöcken handelte es sich um Sonderbestellungen von Dempsey & Carroll. Meine Mutter und Larry hatten damit abgeschlossen, so zu wohnen wie die Brenners, auch wenn Adam und ich das noch nicht hatten.

Allein in der Küche, rührte ich meinen Preiselbeer-Wodka um und überlegte, wie ich ihn dazu bringen konnte, später über mich nachzudenken. Ich hätte meinen Geburtstag auf ihrem Chagall-Wandkalender eintragen können. Ich hätte meine Nummer auf einen Klebezettel beim Telefon schreiben können. Zwischen der Wand und dem Kühlschrank standen einige abgegriffene Kochbücher. Vielleicht hätte ich eines davon stehlen und Expertin im Sautieren werden sollen. Auf dem Rücken einer dunkelgrünen Heftmappe stand mit wasserfestem Filzstift »Chapin« ge-

schrieben. Auf einer anderen war »Trinity« zu lesen. Ich hätte bei einem Elternabend oder bei einer Theateraufführung an der Chapin School auftauchen, mich seinen Eltern vorstellen und begründen können, weshalb ich mit ihrem Sohn zusammen sein müsste. Ich atmete die Küchenluft ein. Vielleicht würde er einfach spüren, dass ich hier gewesen war. Ich trank ein paar Schlucke von meinem Drink, dann schenkte ich noch einmal Wodka und Preiselbeersaft nach. Ich strich mit der Hand über die Küchenarbeitsplatte.

Auf dem Rückweg zu seinem Zimmer kamen mir im Flur Laura und Katie entgegen; sie gingen in Richtung Küche, um sich ebenfalls Preiselbeer-Wodka zu holen.

»Passman ist hier«, sagte Laura. Hätte es sich bei Laura nicht um Katies College-Kumpanin gehandelt, wäre sie möglicherweise diejenige gewesen, der ich die Sache mit Brenner anvertraut hätte. Diejenige, die mir hätte sagen können, dass ich okay aussehe. Heute Abend eigentlich sogar richtig gut. Diejenige, die mir die netten Dinge ver-raten hätte, die Brenner in meiner Abwesenheit über mich sagte.

»Cool«, sagte ich.

Ich hörte Passman aus dem Flur. »Ich hatte noch mit keinem Mädchen nur einmal Sex.«

»Ganz im Gegensatz zu dir«, sagte ich und sah Brenner an, als ich das Zimmer betrat. Das war das Erste, was ich zu ihm sagte, seit ich die Wohnung betreten hatte. Seit ich fast ein Jahr zuvor im Morgengrauen sein Zimmer im Wohnheim verlassen hatte.

Er saß an seinem Schreibtisch, betrachtete die Fotos zwischen seinen Ellbogen und lächelte.

»Stimmt doch, oder?« Mein Drink schmeckte mehr nach Wodka als nach Preiselbeersaft.

»Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht.« Er wendete den Blick ab. »Wie kommst du denn darauf?«

»Hattest du denn nicht schon was mit ungefähr jeder weiblichen Person in deinem Leben?«

Passman grinste ihn an. »Mit seinen Schwestern hatte er nie was.«

»Das ist ja ekelhaft«, sagte Brenner zu Passman. »Aber, ja, da hast du wahrscheinlich recht.«

»Ich dachte, das wäre dein Markenzeichen.«

»Markenzeichen? Nein. Um Gottes willen, das klingt ja schrecklich.«

»Ja, das tut es.« Wir sahen uns an. Ich wandte den Blick ab.

Die Pause, die folgte, war unerträglich lang.

»Ich mag einfach den Moment, in dem die Wand einstürzt. Wenn man sich mit einem Mädchen unterhält und beide die Distanz und die Formalität im Gespräch wahren, und dann küsst man sich plötzlich. Von einer Sekunde auf die nächste sieht man sich plötzlich in einem völlig anderen Licht.«

»Dir geht also einer ab, wenn du diese Grenze ständig aufs Neue überschreitest ... «

»Ich würde nicht sagen, mir >geht einer ab< ... «

»Ist doch so ... «

»Und ich mache das nicht ständig.«

»Okay.«

Brenner starrte ins Leere und dann wieder auf seinen Schreibtisch.

»Habt ihr gehört, dass Evan Meyers im Central Park verhaftet wurde, weil er was geraucht hat?«, fragte Katie, als sie mit Laura wieder das Zimmer betrat.

»Gras?«, wollte Passman wissen.

»Ja.«

»Wer lässt sich denn mit über zwanzig noch wegen Kiffens verhaften?«, sagte Passman.

»Typen wie Evan Meyers.«

»Moment mal«, sagte ich. »Ich dachte, er wäre wegen was anderem verhaftet worden und sie hätten dann das Gras gefunden.« Ich warf Brenner einen Blick zu. Er sah mich nicht an.

»Oh, ja! Stimmt«, sagte Katie lachend. »Weil er einen *verdächtigen Gegenstand* bei sich hatte. Er hat Frisbee gespielt und seinen Rucksack mitten auf der Wiese liegen lassen. Und dann haben die Bullen den Rucksack durchsucht und das Gras gefunden.«

»Nein!« Passman stand auf. »Verstößt das denn nicht gegen das Gesetz?«

»Das ist doch lächerlich«, sagte Brenner.

Ich warf Brenner erneut einen Blick zu. Er sah mich immer noch nicht an.

»Habt ihr gestern Abend die Oscar-Verleihung gesehen?«, fragte Passman.

»Oh, mein Gott. Habt ihr die Ansprache von Tom Cruise gehört?«, erkundigte sich Katie.

»Ja!«, rief Passman. »Das wollte ich auch gerade fragen.«

»Ich habe es nicht gesehen«, sagte Brenner. »Was war denn?«

»Ich vermute, sie haben beschlossen, dass sich jemand dazu äußern muss, ob es in Ordnung ist, nach dem 11. September Oscars zu verleihen«, erklärte Katie. »Und aus irgendeinem Grund haben sie Tom Cruise ausgewählt.«

»Warum haben sie denn nicht Whoopi Goldberg genommen? Hat sie das Ganze nicht moderiert?«

»Keine Ahnung. Aber er war echt unheimlich.«

»Er war so richtig unheimlich«, sagte ich.

»Warum denn?«

»Er hatte einen Bart und Reißzähne«, sagte Katie.

»Was soll das heißen: ›Reißzähne‹?«

»Ich weiß auch nicht, es sah aus, als würde er Reißzähne tragen. Und er hat total intensiv und bedrohlich gestarrt. Er hat so was gesagt wie: ›Sollen wir die Freude und die Magie feiern, die uns Filme schenken? Traue ich mich, es zu sagen? Mehr. Denn. Je.« Und seine Reißzähne haben dafür gesorgt, dass er gelispelt hat. Als die Kamera über das Publikum schwenkte, wirkten alle völlig entsetzt.«

»Ich glaube, er steht kurz vorm Nervenzusammenbruch«, sagte Passman. »In seinen letzten drei Rollen ist er entweder deformiert oder mit Maske rumgelaufen. *Eyes Wide Shut*, *Mission Impossible II* und ... «

»*Vanilla Sky*«, sagte Katie.

»Genau.«

»Wow«, sagte ich. »Irgendwie freue ich mich auf seinen psychischen Zusammenbruch.«

»Ich mich auch«, sagte Brenner, und unsere Blicke trafen sich kurz. Endlich.

Katie lachte. »War Evan Meyers eigentlich auch derje-

nige, der versucht hat, seinen Pot-Dealer mit einem Scheck zu bezahlen?«

»Ja«, sagte Passman. »Lächerlich.«

07:13 Uhr

Ich wollte nicht darüber nachdenken, wie teuer Bettwäsche wie diese war, doch das war nach dem Aufwachen immer der erste Gedanke, der mir durch den Kopf schoss. Denn es stimmte. Diese unerhört teure Bettwäsche war besser als andere Bettwäsche. Teure Dinge sind nun einmal besser als andere Dinge. Und ich hätte mir diese Bettwäsche niemals leisten können. Ich besaß kein eigenes Geld. Ich hatte keinen eigenen Job. Jedes Mal, wenn ich morgens aufwachte, wurde ich von der teuren Bettwäsche daran erinnert.

07:25 Uhr

Um diese Zeit befanden sich andere Leute in überfüllten Zügen in greller Zugbeleuchtung. Sie wachten nicht in übergroßen Betten mit acht Kissen und einem Frischblumengesteck auf dem Nachttisch auf. Sie wurden von einem lauten, rauschenden Radio geweckt und erinnerten sich auf dem Weg zum Bahnhof an irgendein Problem mit ihrem Haus oder ihrem Auto. Sie hielten sich in einem Wagon der Metro-North- oder der N- oder R-U-Bahnlinie an einem schmutzigen Metallgriff fest und überlegten, wie viele Tage es noch dauerte, bis Wochenende war.

07:26 Uhr

Hin und wieder verschlief jemand.

Diejenigen, die an jenem Dienstag verschlafen hatten, konnten nur mit Mühe ihren fassungslosen Gesichtsausdruck verbergen, als ihnen bewusst wurde, dass alles, was sie zu wissen glaubten, soeben ausgelöscht worden war. Wenn sie in ihrem Leben doch nur verantwortungsbewusster gewesen wären, hätten sie mehr tun können, hätten einen Schritt weiter gehen können, hätten sich aus jenen zusätzlichen Minuten des Friedens reißen und in die Bastion des Todes eindringen können. Ihr Verdacht hatte sich letzten Endes bestätigt. Nichts von alledem spielte wirklich eine Rolle: früh aufzustehen und einen Job zu haben und rechtzeitig an einem bestimmten Ort anzukommen. Bei den Menschen, die am 11. September starben, handelte es sich um diejenigen, die »ihre Sache gut machten«, die dafür sorgten, dass wir ein schlechtes Gewissen hatten, weil wir gar nichts machten. Und die Arbeitslosen, diejenigen, die geschwänzt oder verschlafen hatten, waren diejenigen, die noch am Leben waren.

07:42 Uhr

Ich tastete auf dem Nachttisch nach der Fernbedienung. Ohne die Augen aufzumachen, richtete ich sie auf den Fernseher und suchte nach dem Einschaltknopf in der rechten oberen Ecke. Nach einer Weile fand ich die Zwei und die Sieben für CNN. Terroristen waren Frühaufsteher, und falls heute der Tag war, an dem sie beschlossen zuzuschlagen, würde ich um mein Vorstellungsgespräch herumkommen. Doch die Berichterstatteerin sprach nicht von einer Terror-

warnung; sie sprach von irgendeinem Bootsunglück vor irgendeiner Küste. Die Welt hatte also doch nicht geendet. Normalerweise konnte ich mich darauf verlassen, dass CNN um diese Zeit eine Zusammenfassung der aktuellen Ereignisse brachte, Kurzmeldungen, ausführliche Reportagen, einen Sonderbericht, aber heute wurde mir nichts geboten. Ich schaltete den Fernseher aus und ließ mich wieder auf die Bettwäsche mit der unermesslich hohen Fadenzahl fallen. In einer Stunde musste ich mit meinem Lebenslauf in der Hand in der Werbeagentur sein.

Das Büro war kühl und grau, und Julie oder Julia Hedgehog, oder wie auch immer sie hieß, hatte krauses braunes Haar, das aussah, als würde sie es morgens rasch mit dem Föhn trocknen. Altersmäßig lag sie irgendwo zwischen mir und meiner Mutter. Sie saß leicht nach vorne gebeugt auf ihrem Stuhl, und ihr Blick huschte über den grauen Teppich. Bei ihrem Computer handelte es sich um einen von jenen Mac-Desktops, die aussahen wie eine knallpinkfarbene, mit Elektronik vollgestopfte Tupperware-Dose. Die Tastatur war mit winzigen Staubpartikeln übersät.

»Sind Sie mit der U-Bahn gekommen, Hailey?«

Ihre Augen waren hellbraun. Einfarbig.

»Nein.« Ich hätte sagen sollen, dass ich mit der U-Bahn gekommen wäre. Ich hätte es so klingen lassen sollen, als hätte ich kein Geld fürs Taxi und würde diesen Job daher unbedingt brauchen. »In letzter Zeit gab es so viele Verspätungen, deshalb habe ich sicherheitshalber ein Taxi genommen.«

»Die Linien 4 und 5 fahren nicht. Es hat eine Bombendrohung gegeben.«

»Tatsächlich? Wow. Das wusste ich gar nicht.«

Das Telefon in ihrem Büro läutete. Normalerweise säße ihr Assistent im Vorzimmer, erklärte sie, doch der sei heute nicht hier, deshalb müsse sie selbst abheben. Alles, was er an seinem Arbeitsplatz tat, war für diese Frau sichtbar. Falls ich den Job bekam, würde auch jede Minute meines Tages für sie sichtbar sein. Auf einem Buch in ihrem Regal stand *Branding* in Coca-Cola-Schrift. Daneben befanden sich fünf verschiedene Müsliriegel-Packungen. Erdnussbutter. Zimt-Rosinenbrot. Oats'n-Honey-Frühstücksflocken.

»Entschuldigung. Das war mein Mann.« Sie legte den Hörer wieder auf, ließ ihn aber nicht los. »Wir sind uns nicht sicher, ob wir unseren Sohn früher von der Schule abholen sollen.«

»Ja, schwer zu sagen, was man am besten machen soll.«

»Ja. Ich habe nur überlegt ... « Sie sah mich an. »Ein Gebäude in der Straße wird evakuiert.« Sie betrachtete den Hefter auf ihrem Schreibtisch, dann sah sie mich wieder an und sagte: »Vielleicht sollte er ihn einfach jetzt gleich abholen?«

Womöglich würde sie für die nächsten zehn Jahre meine Chefin sein. Meine verhasste, überarbeitete Chefin, die ständig nach dem Aktenordner verlangte, den sie gerade in der Hand hielt. Oder sie würde meine Mentorin sein, würde meine Kinder in einem YMCA-Kindergarten unterbringen und die Rechnung bei P.J. Clarke's übernehmen, nachdem wir beide auf Besseres umgestiegen waren. Vielleicht bekam ich sie heute aber auch zum ersten und letzten Mal zu Gesicht und würde nie erfahren, ob sie Julie oder Julia hieß.

»Ist er jetzt gerade dort?«

»Ja.«

Ich zögerte. Ihr Büro war ruhig, dafür dass es einen Ausblick auf Midtown Manhattan bot, wo immer Lastwagen fahren und gehupt wurde und dichter grauer Nebel aus Schlaglöchern oder Baustellen oder dem Wagen eines Gyros-Verkäufers aufstieg. Hier drin roch es nach Papier und klang nach der summenden Klimaanlage. Hier drin war man in Sicherheit. Ich kam mir vor wie in einem Stockbett im Ferienlager an einem verregneten Tag.

»Ist Ihr Mann da? Ich meine, ist er dort in der Nähe?«

»Ja, er ist in der Innenstadt. Es heißt, man soll extrem vorsichtig sein, aber mehr Informationen gibt es nicht.« Sie richtete den Blick wieder aufs Telefon.

»Das hasse ich. Was soll man denn mit einer solchen Information anfangen?« Ich gab mir Mühe, genervt zu wirken, aber als ich zum Fenster hinaussah, konnte ich mir nicht das Gefühl verkneifen, dass ich auf all das hätte verzichten können. Dass ich in meiner Nadelstreifen-Wollhose und meinen schwarzen Velourslederslippern hätte dastehen und durch die schalldichten Fenster dieses Büros hätte zusehen können, wie die gesamte Stadt in Flammen aufgeht. Solange diese eine Person hier bei mir war, würde alles gut werden. »Wenn Sie sich Sorgen machen, kann es wahrscheinlich nicht schaden, wenn Sie ihn von Ihrem Mann abholen lassen.«

Sie lehnte meinen Ratschlag mit einem Winken ab. »Wissen Sie, was? Es ist schon okay. Ich gehe heute sowieso früher. Es ist ohnehin niemand im Büro. Haben Sie gesehen, wie leer es hier ist?«

»Ja, das ist mir aufgefallen.«

»Lassen Sie uns die Stellenbeschreibung durchgehen, damit wir hier rauskommen. Haben Sie eine Kopie von Ihrem Lebenslauf dabei?«

Auf dem Nachhauseweg in der U-Bahn, die inzwischen wieder fuhr, las ich immer und immer wieder das Schild über mir, weil es da war:

WENN IHNEN ETWAS AUFFÄLLT, MELDEN SIE ES. Behalten Sie es nicht für sich, wenn Sie auf dem Bahnsteig oder im Zug auf ein verdächtiges Gepäckstück oder auf einen verdächtigen Vorgang aufmerksam werden. Melden Sie es der Polizei oder einem Mitarbeiter der Verkehrsbetriebe oder rufen Sie uns kostenlos unter 1-888-NYC-SAFE an.

¡SI VES ALGO, DI ALGO!

Si ves un paquete o alguna actividad sospechosa en la plataforma o en el tren, no te quedes callado. Habla con un policía, un empleado de Metropolitan Transportation Authority o llámenos al número gratuito 1-888-NYC-SAFE.

Auf einer Skala von eins bis zehn bekam das Vorstellungsgespräch eine Sieben. Ich hätte mehr über die Arbeit mit Kunden sprechen sollen. Ich hätte am Ende nicht dazwischenreden sollen. Immerhin hatte Julia Hedgehog oder wie auch immer den *New Yorker* abonniert und freute sich zu erfahren, dass mein Vater einige der Cover gestaltete. Wenn sie doch nur gewusst hätte, dass mein Stiefvater zu den hohen Tieren – den höchsten Tieren – bei Condé Nast gehörte.

Oder dass meine Mutter die Herausgeberin von *Details* war. Wahrscheinlich hätte sie mich auf der Stelle engagiert, wenn sie von meinen Verbindungen zur Medienwelt gewusst hätte. Aber ich war froh, dass sie sich nicht zusammengerimt hatte, wer meine Familie war. Es wäre schön gewesen, ausnahmsweise einmal etwas aus eigener Kraft zu erreichen.

Nur ab und zu begegnete mir jemand, dem die Namen meiner Eltern ein Begriff waren, jemand, der auf dem Laufenden war, was die Feinheiten des New Yorker Tratschs anbelangte. Der in der *Post* gelesen hatte, dass meine Mutter einen Tag, nachdem die Scheidungspapiere unterzeichnet waren, den Boss meines Vaters bei Condé Nast geheiratet hatte. Der sich noch an Larrys Bemerkung erinnerte, dass mein Dad ein Stümper sei, der das gesamte Geld seiner Familie verprasst habe. Der wusste, dass mein Vater Larry häufig in der Öffentlichkeit als »den Leichnam« bezeichnete.

Ich betrachtete mich in der zerkratzten Fensterscheibe der Linie 6. Betrachtete mein rundes Gesicht und meine müde wirkenden Augen, die ich von der müde wirkenden Seite meiner Familie geerbt hatte. In der Nähe der Tür stand eine grazile junge Frau mit von der Sonne gesträhntem Haar, einer Aktenmappe in der Hand und dem Hauch von einem Ring am Finger, den ihr jemand geschenkt haben musste, weil sie so hübsch war. Ein dürrer Weißer las mit den Ellbogen auf den Oberschenkeln aufgestützt, und sein Buch zitterte in der Luft, während die U-Bahn schaukelte. Eine erschöpft wirkende Frau mit olivefarbener Haut hatte ein Baby im Kinderwagen dabei und ein kleines Mädchen, das auf dem Sitz neben ihr kniete. Das Mädchen redete ununterbrochen auf Spanisch auf die Frau ein, die mit



Michelle Haimoff

Die besten Tage unseres Lebens

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-54739-5

Manhattan

Erscheinungstermin: April 2014

Sie sind jung. Sie sind schön. Und Manhattan ist
ihr Wohnzimmer ...

Wenn der Vater ein berühmter Grafiker ist und die Mutter Publizistin mit einem Penthouse an der 5th Avenue, dann sollte das Leben eigentlich ein Spaziergang sein. Hailey und ihre Freunde genießen ein privilegiertes Leben in Manhattan. Sie sind Mitte 20, haben die besten Unis besucht und feiern in den angesagtesten Bars. Doch 9/11 liegt erst ein halbes Jahr zurück, und die Stadt ist in Trauer erstarrt. Während Hailey erfolglos ein Bewerbungsgespräch nach dem nächsten absolviert, erträumt sie sich ein Bilderbuchleben an der Seite des angehenden Menschenrechtsanwalts Michael Brenner. Doch der zeigt ihr nach einem One-Night-Stand die kalte Schulter. Erst der aus weniger privilegierten Kreisen stammende Adrian bringt Hailey dazu, den gewohnten Blick auf die Dinge radikal in Frage zu stellen.



[Der Titel im Katalog](#)